

## Die „Fabriscen Träume“

Zur Beurteilung des Missionsmannes und Politikers Friedrich Fabri

Von Robert Stupperich

Friedrich Fabri, 27 Jahre lang Leiter der größten deutschen Missionsgesellschaft, der Rheinischen Mission in Barmen, war anerkanntermaßen der bedeutendste Missionsinspektor, den dieses Werk je gehabt hat<sup>1</sup>. Er war erst 33 Jahre alt, als er in dieses verantwortungsvolle Amt gewählt wurde. Das Kuratorium der Missionsgesellschaft wagte etwas, als es die Leitung dieses Werkes einem Landpfarrer übertrug, der sich bis dahin weder theoretisch noch praktisch mit der Mission beschäftigt hatte und nicht einmal mit dem heimatlichen Missionsgebiet in Verbindung stand. Das Wagnis bestand auch darin, daß Fabri's Vorgänger Wallmann aus konfessionellen Gründen, die gerade in jenen Jahren eine eminente Rolle spielten<sup>2</sup>, zurückgetreten war und Fabri selbst aus einer betont lutherischen Landeskirche kam. Dennoch war bei ihm nicht zu befürchten, daß er wie Wallmann handeln würde, da er sich bewußt auf den Boden der Tatsachen stellte und

---

<sup>1</sup> E. Sachsse, Artikel F. Fabri in Prot. Realencyclopädie (= RE<sup>3</sup>) 5 (1897) S. 724. In der Literatur wird er Miss.-Direktor genannt. Diese Bezeichnung gab es in Barmen nicht. F. nennt sich Miss.-Inspektor.

<sup>2</sup> Fabri's Bericht über die konfessionelle Lage in der Rheinischen Mission, in: Die Unions- und Verfassungsfrage. (Kirchenpolitische Fragen der Gegenwart, Gotha 1867, S. 21): »Ich fand sehr bald, daß die Rheinische Mission sich in tiefen konfessionellen Wirren befand. Ein Bruch drohte, daheim und draußen, und mein seliger, sehr achtenswerter Vorgänger (Wallmann) hatte vor seinem Weggang ausdrücklich erklärt, die konfessionelle Lage der Rheinischen Missionsgesellschaft sei unhaltbar, ein Bruch wohl unvermeidlich. Dieser Bruch bedeutete nach Lage der Gesamtverhältnisse aber wesentlich nichts anderes als eine Auflösung der Rheinischen Mission. Offenbar war es meine Pflicht vor Gott und Menschen, alles zu versuchen, um dem vorzubeugen. Drei Jahre währten die Verhandlungen. Ich studierte Kabinetts-Ordres und Kirchenordnungen, in der Tat nicht aus Liebhaberei, sondern aus Pflicht meines Amtes . . . Doch endlich wurde eine Vereinbarung gefunden. Es war nicht die Zauberkraft einer Formel, die wir nach vielen Verhandlungen aufgestellt, es war der Eindruck, der sich zwischen den Streitenden hüben und drüben gleichzeitig geltend machte, solche Vereinbarung sei vom Herrn, der dieselbe gelingen ließ. So wurde es denn leicht, im Frieden sich zu vergleichen. Zwei Jahre später folgten nach dieser Vereinbarung mit unsern lutherischen Kreisen (hauptsächlich aus Minden-Ravensberg) konfessionelle Differenzen mit den Unionisten, es gab Auseinandersetzungen mit den Reformierten; auch sie wurden mit Gottes Hilfe befriedigend beseitigt. So gelang es, durch eine ehrliche konföderative Deutung der Union die Gemeinschaft zu bewahren und die Rheinische Mission auf dem Standpunkte der Union, die doch keine Union und dennoch Union ist, zu erhalten.«

die in Preußen seit der Kabinettsorder von 1852 geltende Verwaltungsunion oder Konföderation anerkannte<sup>3</sup>.

Kürzlich hat Klaus Bade unter dem Titel »Friedrich Fabri und der Imperialismus der Bismarckzeit« ein umfassendes Werk über Fabri geschrieben. Zugrunde gelegt ist darin ein enormes, allerdings nicht restlos vollständiges Quellenmaterial<sup>4</sup>. Bade verdient uneingeschränkte Anerkennung dafür, daß er im Suchen nicht nachgelassen und eine solche Fülle von ungedrucktem und gedrucktem Material zusammengetragen hat. In einer Einleitung, in der er den Forschungsstand angibt, gibt er auch die Ansicht älterer Autoren wieder, daß der Politiker Fabri vom Theologen und Missionstheoretiker nicht getrennt werden dürfe, ignoriert aber seine Entwicklung in den 60er Jahren und geht auch gar nicht auf seine elsässische Episode ein, obwohl Fabri gerade dort seine Gedanken in nuce deutlich entwickelte.

In der innerdeutschen kirchlichen Publizistik haben Fabris Schriften von Anfang an Aufsehen erregt. Sie sind auch später des öfteren berührt, gelegentlich auch näher betrachtet worden, freilich ohne auf dem historischen Hintergrund und im Zusammenhang mit seinem Missionswirken und seinen Gedanken zur Kolonialpolitik behandelt zu werden.

Für Fabris Wirken ist in jedem Falle die Frage wichtig, in welcher Beziehung seine Arbeitsgebiete zu einander stehen, die innenpolitische deutsche Problematik und sein außenpolitisches Programm. Auch wenn wir festhalten, daß zwischen seinen Schriften und Entwürfen zum Problem Staat und Kirche, die im wesentlichen in die Zeit nach 1866 fallen, und seinen Gedanken zur Kolonialpolitik etwa 15 Jahre liegen, sind diese beiden Gebiete nicht völlig zu trennen. Es waren jeweils brennende Probleme, die

<sup>3</sup> Vgl. RE 5,725. Die Minden-Ravensberger wollten die Rheinische Mission nur dann weiter unterstützen, wenn sie im lutherischen Sinne arbeitete. Die Einigkeit wurde erst in der Sitzung vom 25. Oktober 1860 unter Leitung des westfälischen Generalsuperintendenten D. Wiesmann hergestellt. Die Grundlage der Union wurde beibehalten.

<sup>4</sup> Der Verfasser dieser Erlanger Dissertation von 1971/72, die als 13. Band in den Beiträgen zur Kolonial- und Überseegeschichte, hrsg. v. R. von Albertini und Heinz Gollwitzer, 1975 im Druck erschien, hat Fabris letzten Lebensabschnitt, den dieser selbst seine »koloniale Episode« nannte, zu seinem Lebenswerk gemacht. Biographisch ist daher viel nachzuholen. Fabris theologische Stellung, die Bade nur streift, ist nicht leicht zu bestimmen. Von den Theologen, unter deren Einfluß Fabri gestanden hat, nennt er Blumhardt, unterläßt es aber, Auberlen, J. H. Wichern und Hengstenberg zu erwähnen. Seltsamerweise wird die Freundschaft mit F. v. Bodelschwingh gar nicht genannt. Auch Fabris Neigung zur Evangelischen Allianz bedarf der Beachtung. – Leider sind Fabris Briefe nicht gesammelt worden. Mit ihnen fällt eine primäre Quelle weithin aus. Im Anhang veröffentlichen wir 2 Briefe Fabris und 2 seiner Kritiker, benutzen auch einige Antworten F. v. Bodelschwinghs auf nicht mehr vorhandene Anfragen Fabris. Es gibt auch unbeachtet gebliebene Artikel Fabris in der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung, die alle Artikel ungezeichnet brachte. Fabri verweist in seinem Brief v. 28. 5. 1875 auf einen seiner Beiträge.

die Öffentlichkeit bewegten und vielfach auch in abweichendem Sinne erörtert wurden. Fabri, der sich als kirchlicher Publizist schon einen Namen gemacht hatte, konnte bei seiner Erörterung dieser Probleme jedenfalls des Interesses weiterer Kreise sicher sein. Wir wenden uns daher zuerst seinen frühen publizistischen Arbeiten zu. Dabei sind für unseren Zusammenhang auch seine persönlichen Beziehungen nicht unwichtig.

Friedrich Fabri, anfangs Pfarrer im Dorf Bonnland, war mit Friedrich von Bodelschwingh in enger Freundschaft verbunden<sup>5</sup>. Sie hatten sich in Erlangen kennengelernt, wo Bodelschwingh, um 7 Jahre jünger als Fabri, damals studierte. Trotz des Altersunterschieds hatten sie sich aufeinander so stark eingestellt, daß ihre Freundschaft ihr Leben lang fest blieb. Dies ist eine für beide bemerkenswerte Tatsache. Gemeinsam war ihnen die Verehrung für Karl August Auberlen, der seit 1851 als Professor in Basel wirkte und auf die Studenten einen ungewöhnlichen Einfluß ausübte. Noch nach 30 Jahren schrieb Fabri für die Protestantische Real-Encyclopädie einen von Dankbarkeit erfüllten Artikel über ihn<sup>6</sup>. Auch für Bodelschwingh ist Auberlens Theologie von größter Bedeutung gewesen.

Von Erlangen aus besuchte Bodelschwingh gemeinsam mit seinem Basler Freund Riggenbach den Bonnländer Pfarrer, der soeben seine »Briefe gegen den Materialismus« (1856) veröffentlicht hatte. Diese Schrift stieß auf großes Interesse und lag bald in 2. Auflage vor. Fabri setzte sich in dieser Schrift mit der um die Mitte des Jahrhunderts weithin verbreiteten Popularphilosophie (L. Feuerbach, Karl Vogt, J. Moleschott und L. Büchner) auseinander. Seine These lautete, daß die von diesen propagierten Lehren unbeweisbar sind und auf Glauben beruhen. Fabri bemühte sich, eine Grenze zwischen den Naturwissenschaften und der Theologie zu ziehen, in der Meinung, daß diese dort beginnen müsse, wo die Naturwissenschaften notwendigerweise aufhören. Seine Schrift war damals durchaus geeignet, das Gespräch über das akute Problem in Gang zu bringen. Über die Begegnung der Freunde in Bonnland halten Bodelschwinghs Erinnerungen nichts fest. Die Gespräche werden in der Hauptsache der damaligen theologisch-kirchlichen Lage und den geistigen Strömungen außerhalb der Kirche gegolten haben. Das Freundschaftsband zwischen Fabri und Bodelschwingh war

<sup>5</sup> Vgl. Martin *Gerhardt*, Friedrich von Bodelschwingh, Bd 1 (1950) S. 192. Aus den frühen Jahren liegen keine schriftlichen Zeugnisse über persönliche Beziehungen vor, sondern nur aus Fabris letzten Lebensjahren. In der Hauptsache wird der Verkehr sich mündlich abgespielt haben. Fabris Alter wurde durch die Gemütskrankheit seiner Frau überschattet. Über die frühen Ehejahre berichten die von Emil *Frommel* unter dem Titel »Im Lenze der Liebe« aus dem Nachlaß herausgegebenen Briefe, Berlin (1895). Im Jahre 1888 und 1889 wandte sich Fabri an Bodelschwingh mit der Bitte, eine Pflegerin für seine kranke Frau zu schicken. Bodelschwingh bemühte sich um eine solche, »die gut für Deine Frau passen würde und ein fein gebildetes Gemüt hat« (Hauptarchiv der v. Bodelschwingh'schen Anstalten. Übertragung von Diktatstenogrammen 504 e und 507-1).

<sup>6</sup> Fabris Artikel K. A. Auberlen, in: RE<sup>3</sup> 2, 1897, S. 215 ff. erschien posthum.

jedenfalls so fest, daß sie trotz einiger auseinandergelagerter Bestrebungen nach wie vor zusammenhielten. Als Friedrich Fabri wenige Jahre darauf auf Empfehlung des Professors Auberlen zum Leiter der Rheinischen Mission gewählt wurde<sup>7</sup>, hätte er gern Bodelschwingh als Mitarbeiter für seine neue Arbeit gewonnen. Fabri war frei von jeder theologischen Enge. Wie so mancher fränkische Theologe seiner Zeit hatte er viel für die Philosophie Schellings und Franz von Baaders übrig. Solche Neigungen hatte Bodelschwingh nicht; er huldigte vielmehr dem schlichten Basler Biblizismus. In dieser Hinsicht sahen die beiden Freunde außer Auberlen auch Christoph Blumhardt in Möttlingen, der in späteren Jahren häufig nach Barmen kam, als Autorität an. Zunächst gingen aber ihre Wege auseinander. Bodelschwingh folgte 1857 nicht nach Barmen. Er ging nach Paris, das für ihn die Schule für seine diakonische Arbeit wurde.

Indessen arbeitete sich Fabri in seinen neuen Wirkungskreis ein. Seine grundsätzlichen Gedanken zum Missionsthema schrieb er damals in einer für seine Zeit bemerkenswerten Schrift zusammen, die er 1859 veröffentlichte. Der Titel lautete »Die Entstehung des Heidenthums und die Aufgabe der Heidenmission«<sup>8</sup>. Fabri war kein Religionshistoriker; er erörterte sein Problem von philosophischen Überlegungen aus und bot dabei einige kluge und bedeutsame Beobachtungen dar.

Diesem Buch war als Anlage eine Abhandlung »Über den christlichen Staat« angefügt, die nicht weniger Aufsehen erregte. Fabri besaß ein Gespür für die aktuelle Problematik. Das Problem des »christlichen Staates«, beschäftigte ihn nicht weniger als seine Zeitgenossen, sondern noch mehr. Ihm war es bekannt, daß in Preußen die Trennung von Staat und Kirche von verschiedenen Seiten erörtert und betrieben wurde. Waren es einesteils die Gegner der Kirche, die diese Trennung erstrebten, so war es Fabri ebenso bewußt, daß radikal denkende Christen wie Rudelbach<sup>9</sup> oder Alexandre Vinet<sup>10</sup> nicht minder darauf bedacht waren, die Kirche vom Einfluß politischer Mächte zu befreien. Nur dann könnte sie ein selbständiges Dasein beginnen.

Fabri dachte nicht so vordergründig wie andere. Er fragte sich schon, was dann einträte, wenn die Trennung zwischen der politischen Welt und dem Glaubensbereich streng durchgeführt werden würde. Die direkte Folge würde nach seiner Meinung die sein, daß man aus einem Extrem ins andere geriete. Da der Staat nicht neutral sein könne, müßte er ein antichristlicher Staat werden. Fabri konnte daher nur mit Verwunderung hören, daß Theologen für eine Trennung dieser Bereiche eintraten, die zwar theoretisch möglich, aber praktisch sich unheilvoll auswirken müßte. Sollten diese Theologen nicht selbst stutzig werden bei der Feststellung, daß ihnen von antikirchlicher Seite spontaner Beifall gependet wurde?

<sup>7</sup> Vgl. E. Kriele, Geschichte der Rheinischen Mission, 1, Barmen (1928) S. 142 ff.

<sup>8</sup> Barmen 1859.

<sup>9</sup> O. Schmidt, Artikel A. G. Rudelbach, in: RE<sup>3</sup> 17, 1906, S. 181 ff.

<sup>10</sup> C. Schnezler, Artikel Alexander Vinet, in: RE<sup>3</sup> 20, 1908, 680–695.

Wenn in Deutschland bisher noch keine Trennung von Staat und Kirche vollzogen sei und der Staat in mancher Beziehung nur pseudo-christlich genannt werden könnte, würde die Gesetzgebung bereits von einem Geiste bestimmt, der dem Christentum entgegengesetzt sei und bewußt entgegenwirkte. In dieser Beziehung hatte Fabri ganz feste Überzeugungen. »Man will«, so schrieb er hier, »der Kirche ihre Freiheit und Selbständigkeit zurückgeben, sie auf die ihr zustehende Sphäre des inneren Lebens zurückversetzen, in der sicheren Hoffnung, sie dann um so sicherer in Zukunft durch die Massen beherrschen und knechten zu können«<sup>11</sup>. Für diese Auffassung berief er sich auf Beispiele aus der Schweiz, aus Belgien und aus den Vereinigten Staaten.

In mancher Hinsicht stimmte Fabri freilich auch mit denen überein, die den »christlichen Staat« kritisierten und die Trennung von Staat und Kirche befürworteten, andererseits distanzierte er sich aber von den Schwärmern, die dem Volke schöne Zukunftsbilder vorgaukelten, die sie »als erfreuliche Folgen der Trennung von Staat und Kirche« hinstellten. Fabri sah andere Folgen voraus. Daher erschien es ihm bedenklich, »weltgeschichtlichen Ereignissen vorausgreifend den antichristlichen Staat mit heraufführen zu helfen«. Prophet konnte und wollte er nicht sein. Es ging ihm nur um eine richtige Deutung der Zeichen der Zeit. Zeigte sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein bis dahin ungewöhnlicher Abfall vom christlichen Glauben, so mußte doch erst recht festgestellt werden, daß ein Einsetzen von Gewaltmitteln und ein Ergreifen von Maßnahmen, die als Zwang wirkten, völlig falsch wäre<sup>12</sup>. Ihm war es durchaus bewußt, daß in Glaubensfragen nur das persönliche Zeugnis auf einen anderen Menschen wirke. Dafür konnte er Beispiele aus Bayern und Baden, die ihm aus eigener Erfahrung zu Gebote standen, nennen, wie er das bereits in einem Artikel »Zur Abwehr und Verständigung in Sachen kirchlicher Restauration« in der »Allgemeinen Zeitung« im Dezember 1856 getan hatte.

Nach Fabris Meinung bedurfte es keiner besonderen Maßnahme zur Trennung von Staat und Kirche. Er war davon überzeugt, daß »der Bruch unseres Staats- und Landeskirchentums nahe vor der Tür stehe«. Die bisherigen Maßnahmen beurteilte er durchaus negativ. Nach seiner Meinung konnten die neu entstandenen kirchlichen Parteien, die sich nur in Gegensätzen bewegten, bei der schwierigen kirchlichen Lage überhaupt nicht nützen. Auch die Betonung des kirchlichen Amtes und die Einführung der Kirchenvorstände halfen nunmehr nicht. Fabri ging so weit, daß er sagte: die Massenkirche, die für das Gewinnen des Einzelnen, also für die Mission, keinen Sinn mehr habe, hätte sich überlebt. Andererseits machte er die Beobachtung, daß die Bekenntnistreue der wenigen gläubigen Gemeinden gewachsen sei. Aus diesen Feststellungen zog er die Folgerung, daß die Kirche, die sich mit der Welt vermischt habe und in den großen Abfall von

<sup>11</sup> Über den christlichen Staat, in: Die Entstehung des Heidentums S. 164.

<sup>12</sup> Staat und Kirche, Gotha (1872) S. 11.

Gott hineingezogen sei, dem Gericht entgegenreife und daß die Separation der gläubigen Gemeinde nicht zu vermeiden sei. Sie müsse notwendigerweise eintreten. Sein Ausblick ist daher eschatologisch: »Wenn die Zeit der Heimsuchung erfüllt ist«, schreibt er, »und die letzte Trübsal gekommen, wird der Herr sein Reich aufrichten in Herrlichkeit«. Inzwischen heißt's: »Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen« (Offenb. Joh. 13, 10)<sup>13</sup>.

Wenn nicht schon früher, so mußte der Leser hier merken, daß Fabri aus der Schule Auberlens kam und selbst in der Gedankenwelt Bengels<sup>14</sup>, Ötingers<sup>15</sup> und Blumhardts<sup>16</sup> zu Hause war.

In den Traktaten, mit denen Fabri nach dem Kriege von 1866 an die Öffentlichkeit trat, meldete er sich zu Wort zu den schwierigen Kirchenfragen, die zwischen Preußen und den neuen Provinzen geregelt werden mußten<sup>17</sup>. Die kirchliche Öffentlichkeit und erst recht die Kirchenverwaltung dachten hierin anders als Bismarck. Sollte der Kanzler seinem König, dem EOK und den kirchlichen Kreisen in Berlin nachgeben, die alle eine einheitliche preußische Landeskirche wünschten, oder sollte er den hessischen, hannoverschen und holsteinischen Lutheranern entgegenkommen, die einen Anschluß an die Kirche der Union unter allen Umständen vermeiden wollten? Bekanntlich waren diese Probleme jahrelang umkämpft. Sie wurden in Flugschriften immer wieder erörtert. Da sie aber keine kirchenpolitische, sondern eine eminent politische Frage war, behielt sich der Kanzler vor, sie allein zu entscheiden. Er hatte dazu seine eigene, wenn auch höchst einseitige Auffassung und ließ sich von niemand dreinreden.

Nach seiner Haltung im kirchlichen Leben und nach seinem Temperament konnte Fabri nicht umhin, sich an diesen Kämpfen zu beteiligen. Zuerst (1867) ließ er bei Perthes in Gotha die Broschüre »Die politische Lage und die Zukunft der evangelischen Kirche in Deutschland« erscheinen. Im selben Jahr noch folgte die zweite Schrift: »Die Unions- und Verfassungsfrage. Ein Wort der Abwehr und Verständigung«<sup>18</sup>. Die Nachfrage nach beiden Schriften war so groß, daß der Verleger im gleichen Jahre noch beide Schriften zusammen in einem Bande neu herausgab. Die Schriften waren schon bemerkenswert, sonst hätten sie nicht soviel Aufsehen erregt, vom schlichten Gemeindeglied an bis zum königlichen Hof in Berlin<sup>19</sup>. Jetzt hieß das Buch »Kirchenpolitische Fragen der Gegenwart« und war dem Gedächtnis des verstorbenen Königs Friedrich Wilhelms IV. gewidmet.

<sup>13</sup> Die Entstehung des Heidentums, S. 189.

<sup>14</sup> Über J. A. Bengel vgl. NDB 2,47 und E. Ludwig, Schriftverständnis und Schriftauslegung bei J. A. Bengel, Stuttgart (1952).

<sup>15</sup> Vgl. RE<sup>3</sup> 14,332 ff. und E. Zinn, Die Theologie des F. Ch. Ötinger, Gütersloh (1932).

<sup>16</sup> Über Blumhardt vgl. RE<sup>3</sup> 3,264 ff. und das Lebensbild von F. Zündel, Hamburg (1942).

<sup>17</sup> W. Elliger, Die Evangelische Kirche der Union, Witten (1967) S. 90 f.

<sup>18</sup> Die Unions- und Verfassungsfrage, Gotha (1867).

Tatsächlich baute der Verfasser teilweise auf den hochkirchlichen Gedanken des letzten Königs auf.

Fabri schlug in diesem Buch vor, achtzehn selbständige Provinzialkirchen in Preußen zu schaffen. An der Spitze jeder dieser Kirchen sollte ein Bischof stehen, der in seinem Amte ganz frei sein sollte. Jedem Bischof sollte seinerseits ein Konsistorium beigeordnet werden. Die Legislative sollte freilich bei den Synoden liegen, deren Verhältnis zum Bischof nach dem Vorbild der Rheinisch-westfälischen Kirchenordnung § 147/148 gestaltet werden sollte. Weiter sollten die Provinzialkirchen in einem neuen Oberkirchenrat ihr zentrales Verwaltungsorgan erhalten und dadurch als Einheit in Erscheinung treten. Mit einem derartig konstruierten Aufbau dachte Fabri die Kirche und den Staat schmerzlos voneinander zu scheiden. Die Schrift fiel auch Bodelschwingh in die Hände, der im Dorf Dellwig in der Mark den »Westfälischen Hausfreund« herausgab und die Gelegenheit wahrnahm, die Arbeit seines Jugendfreundes, den er häufig in Barmen besuchte, vor seinen Lesern zu analysieren.

Fabris Hauptthese lautete: Nach 1815 war die Union für Preußen eine »kirchenpolitische Notwendigkeit«. Inzwischen sei aber ein halbes Jahrhundert verstrichen und die Lage hätte sich grundlegend geändert. Um die neuen Provinzen in die Landeskirche aufnehmen zu können, müsse man von einer Union absehen und diese durch eine Konföderation ersetzen. Fabri erinnerte an einige Gedanken des Königs Friedrich Wilhelm IV., die er in seiner Weise fortzubilden bestrebt war. Der König hatte sich seit 1850 vergeblich nach den »rechten Händen umgesehen«, in die er seine kirchlichen Rechte legen könnte. Dem König erschien es wünschenswert, daß die Kirche durch Bischöfe geleitet würde, die durch die apostolische Sukzession im Vollbesitz ihrer Würde sein müßten. Fabri war nach dem Erscheinen der Schrift A. L. Richters »König Friedrich Wilhelm IV. und die Verfassung der evangelischen Kirche.« Berlin 1861 davon überzeugt, daß der König die bischöfliche Verfassung wünschte. Auch Bunsen hatte es ja nicht anders gemeint. Nur die Realitäten in Preußen hatten Friedrich Wilhelm IV. zurückgehalten, seine Gedanken publik werden zu lassen. Nach 1866, meinte Fabri, müßte dieses geschehen, denn Preußen brauchte eine einheitliche Landeskirche. Da er gerade die konfessionellen Kämpfe innerhalb der Rheinischen Mission durchgestanden hatte und dabei das gute Ergebnis erzielt hatte, daß die drei vorhandenen Gruppen auf seinen Entwurf eingingen, es zu keiner Separation gekommen war und der Gedanke der Konföderation praktisch verwirklicht werden konnte, war er überzeugt, dieses Modell für die gesamte Landeskirche zugrunde legen zu können. Preußen brauchte nicht mehr als 18 Bischöfe – auf den Namen käme es dabei nicht an – zu denen die Synoden mit gesetzgeberischer Kraft ein Gegengewicht bilden sollten<sup>19</sup>.

Den Gedanken der Konföderation leitete Fabri von der Kabinettsordree von 1853 ab. Die Union sollte nur die Gesinnung bestimmen, nicht aber als

<sup>19</sup> Vgl. Gerhardt, Bodelschwingh 1,427.

Gesetz verstanden werden. Überhaupt sollte der Kirchenverfassung nicht so großer Wert beigemessen werden. Ihre Überschätzung ließe die Gefahr des Cäsaropapismus oder auch des kirchlichen Parlamentarismus aufsteigen. Die erste Gefahr könnte, nachdem Hegel schon an sie herangeführt und Richard Rothe sie als bevorstehend angekündigt hatte, zum Aufgehen der Kirche im Staat führen, die zweite nicht minder gefährlich und auflösend sein. Im Grunde enthielt Fabris Schrift nichts Überraschendes; sie enthielt Gedanken, die entweder bereits Geltung hatten oder doch wenigstens in der Luft lagen.

Fabris Entwurf, der von vielen Seiten gleich aufgenommen wurde, enthielt außer diesem auf Preußen bezogenen Modell noch eine andere Intention, nämlich eine kirchliche Zusammenfassung in ganz Deutschland einzuleiten. Dieser stieß jedoch weithin auf Ablehnung, weil Fabri entgegen den Bestrebungen seiner Zeit den konfessionellen Gedanken beiseite schob. Insbesondere wehrten sich die Lutheraner, die ihn als einen ausgeprägten »Unionisten« bezeichneten. Fabri gab zu, daß er bezüglich der symbolischen Bücher »ziemlich frei« sei. Die meisten Einwände aber, die gegen ihn erhoben wurden, konnte er dennoch als Mißverständnisse bezeichnen. Ihm lag es daran, die Verpflichtungen nicht aufzuheben, sondern statt sie juristisch zu deuten, »im Sinne der christlichen Ethik zu verankern«. Auch das landesherrliche Kirchenregiment sollte nicht verschwinden, sondern im Sinne der Reformation auf ein Schutz- und Pflegeamt reduziert werden. Aber mit diesen Gedanken und Vorschlägen eilte Fabri seiner Zeit zu weit voraus. Es währte noch ein halbes Jahrhundert, bis seine Anregung, einen Zusammenschluß der evangelischen Kirchen in Deutschland zu erreichen, verwirklicht wurde. Der Kirchenbund verzichtete auf eine konfessionelle Zusammenordnung, er bildete einen Verband, der der Zweckmäßigkeit diene. Fabris Gedanke, auf diesem Wege zu einer Vorform der Nationalkirche zu kommen, wurde beiseite geschoben und ist bis zur Gegenwart nicht mehr aufgenommen worden. Der Vorteil der Fabrischen Konzeption liegt auf der Hand. Bei einem Ernstnehmen des konfessionellen Gedankens ist der Kirchengedanke gewahrt, zum mindesten nicht gefährdet – obwohl schon Fabris Entwurf gegenüber der Einwand laut wurde, das Bekenntnis sei bei ihm an die Seite gerückt – im äußersten Falle konnten alle drei Gruppen sich auf die Augsburgische Konfession berufen und in ihr das gemeinsame Band sehen. Nach Reichle vertrat v. Mühlher ähnliche Gedanken, ohne daß es zu Berührungen zwischen ihnen gekommen wäre, wie denn immer ähnliche Gedanken von verschiedenen Seiten vorgebracht werden können. Einig waren sie nur darin, daß es nur eine preußische Landeskirche geben müsse. Mühlher übergab seinen Verfassungsentwurf am 20. November 1868 dem König und dem Ministerpräsidenten. Erinnerungen an die Kirchengedanken Friedrich Wilhelm IV. klangen auch bei ihm an.

Als kirchenregimentliches Prinzip lehnte Fabri die Union ab. An ihre Stelle sollte die Konföderation der Provinzialkirchen treten. Weiter wollte

er nicht gehen. An eine Entwicklung, wie sie sich später ergab, konnte er noch nicht denken. In seinen Andeutungen bezüglich einer zukünftigen deutschen evangelischen Gesamtkirche oder, wie er sagte, einer »wirklichen evangelischen Kirche deutscher Nation« blieb er sehr vorsichtig.

Martin Gerhardt meint, an der Ablehnung des Zentralismus ablesen zu können, daß Bismarck diese Schrift gekannt hat und daß sie auf ihn gewirkt haben müsse<sup>20</sup>. Bismarck wußte aber schon aus der Praxis, wie stark die Lutheraner gegen die Union eingenommen waren. Ihre Bedenken kamen auch beim Kieler Kirchentag eindeutig zum Ausdruck. Fabris Konstruktion mit den einheitlichen Provinzialkirchen entfiel daher für Bismarck. Das Gesamtbild war ihm zu klerikal. Er lehnte diesen Plan ebenso ab wie die abgewandelten Gedanken seines Kultusministers v. Mühler und erst recht wie die des Generalsuperintendenten Hoffmann<sup>21</sup>.

Nach Reichle hatte Bismarck sich mit kirchlichen Verfassungsfragen bis zum Jahre 1868 gar nicht beschäftigt<sup>22</sup>. Erst als die öffentliche Erörterung der strittigen Frage einen gewissen Höhepunkt erreichte, entschied er sie in seinem Sinne, ohne mit den Beteiligten zu verhandeln. Reichle wird darin recht haben, wenn er die von einigen Verfassern betonte Abhängigkeit Bismarcks von Fabris Schrift verneint<sup>23</sup>.

In der Kirchen- und Schulfrage nahm Bismarck in dieser Zeit den Standpunkt der Nationalliberalen ein. In den Gesprächen mit ihm wurde es dem Kultusminister klar, daß, wenn Bismarck für die konfessionslose Schule eintrat, bei ihm außer politischen auch persönliche Gründe mitsprachen. Die Erinnerungen an seinen eigenen Unterricht konnten jedoch nicht so stark mitwirken wie der allgemeine politische Trend. Die Spannung mit dem Kultusminister, dessen Auffassung der alte Kaiser teilte, zog sich bis 1872 hin. Schließlich nötigte sie Mühler zum Rücktritt. Als Lutheraner ging Mühler auf eine Vermengung politischer und religiöser Motive nicht ein. Da er sein Leben lang nach politischen Grundsätzen gelebt hatte, nahm er seinen Abschied. Was Leopold v. Gerlach Bismarck vorwarf, grundsatzlose Politik zu treiben, war letztlich auch für Mühler gültig. Nichts lag näher, als mit einer neuen Kirchenpolitik im Reichsland zu beginnen und Fabri daran zu beteiligen.

Über die Episode im Elsaß berichtet Fabri folgendes: »In den ersten Tagen des verflossenen Jahres (1871) erhielt ich von Seiten des Generalgouverneurs von Elsaß-Lothringen, der zuvor deßfalls nach Versailles Mitteilung gemacht hatte, die Aufforderung, eine kommissarische Tätigkeit für

<sup>20</sup> Ebd. 1,430 ff.

<sup>21</sup> *Bismarck*, Gedanken und Erinnerungen, Kap. Kulturkampf.

<sup>22</sup> W. Reichle, Zwischen Staat und Kirche. Leben und Wirken des preuß. Kultusministers v. Mühler, Berlin (1938) S. 236 ff.

<sup>23</sup> Ebd. S. 241.

Kirchensachen im Elsaß zu übernehmen<sup>24</sup>. Diese Aufforderung war mir um so unerwarteter, da ich bis dahin in keiner Weise die Ehre persönlicher Bekanntschaft mit den im Elsaß leitenden Persönlichkeiten gehabt, auch nach meiner Stellung den Dingen kirchlicher Verwaltung ferner stehe. Begleitet von freundlichen Wünschen aus dem preußischen Abgeordneten-hause und von den Organen der Fortschrittspartei, folgte ich dem Rufe. Es galt die Doppelaufgabe: erstlich die kirchlichen Verhältnisse des Elsaß zu studieren, zweitens über eine Neuordnung der protestantischen Kirchen-angelegenheiten, soweit dieselbe sachlich oder im Gefolge der politischen Veränderung sich als ratsam und notwendig ergab, Vorschläge zu machen. Studium der kirchlichen Rechtslage, Verkehr mit Kreisen von Geistlichen und Laien in den verschiedenen Teilen des Landes war also die nächste Aufgabe.«

Weiter berichtet Fabri, daß der Generalgouverneur in Straßburg seinen Rat erbat, wie die Neubildung der obersten Kirchenbehörde erfolgen sollte. Er habe daraufhin vorgeschlagen, sich bei der Ernennung der Mitglieder des Directoire weder an kirchliche Parteien noch an theologische Richtungen zu halten. Es sollte ein Kompromiß getroffen werden: die beiden noch vorhandenen Mitglieder des Directoire bestätigt und zwei weitere Mitglieder positiver Richtung ihnen zur Seite gestellt werden. Der Generalgouverneur billigte diese Grundsätze und legte dem Reichskanzler die Personalanträge vor. Im August 1871 erfolgte Bismarcks Bescheid: die Berufung eines Kirchenkommissars wurde abgelehnt. Über die Rechtsfrage und über die vorgeschlagenen Personen ging er zur Tagesordnung über. In der lutherischen Kirche wurde die bisherige Herrschaft der rationalistischen Partei wieder hergestellt. In der Schulpolitik war der Mißgriff des Kanzlers noch schlimmer. Die bereits eingeleitete Neuordnung wurde umgestoßen. Die Schule sollte konfessionslos sein. Als der Einspruch des Generalgouverneurs nichts nützte, bat dieser den Kaiser sofort um Enthebung von seinem Posten. Kurz danach erhielt er die Entlassung<sup>25</sup>. Gleichzeitig wurde der Zivilkommissar v. Kühlwetter abberufen, der zum Oberpräsidenten von Westfalen ernannt und durch den Nationalliberalen E. v. Möller ersetzt wurde.

Im Reichsland Elsaß-Lothringen, das von der Reichskanzlei aus regiert wurde, konnte Bismarck die innenpolitischen Forderungen der Liberalen zuerst durchsetzen. Die dazu notwendigen Maßnahmen wirkten nicht nur auf die Beamten, die ins Land gekommen waren, befremdend, sondern ebenso auf viele Elsässer. Fabri zog sich enttäuscht zurück, ebenso der Generalgouverneur Graf Bismarck-Bohlen.

<sup>24</sup> *Gerhardt* a. a. O. 2, 1, 192<sup>1</sup>. Es wird angenommen, daß es Bodelschwingh war, der dem Generalgouverneur Graf Bismarck-Bohlen den Hinweis auf Fabri gegeben hat. Bodelschwingh hatte eigene Vorstellungen von der kirchlichen Arbeit im Elsaß.

<sup>25</sup> *Reichle* a. a. O. S. 331.

Für Fabri, der sich jahrelang um eine neue Kirchenpolitik bemüht hatte, gab es keine Möglichkeit mehr, seine langgehegten Pläne zu verwirklichen. In seinen Augen hatte die Reichsregierung ihre Wirksamkeit im Elsaß mit zwei grundlegenden Fehlern begonnen, ebenso mit den kirchlichen Maßnahmen wie mit der Schulreform. Ein neuer Anfang blieb aus. Im Grunde wurde alles so fortgeführt, wie es unter französischer Verwaltung gewesen war. Die Elsässer, die eine andere deutsche Politik erwartet hatten, wandten sich enttäuscht ab.

Ähnliche Gedanken wie Fabri hatte auch Stoecker geäußert. Auch er trat für eine presbyterial-synodale Ordnung der Kirche ein, die aber einen Bischof an ihrer Spitze haben sollte. Ob er von Fabri angeregt war, dessen Schrift auch ihm sicher in die Hände gefallen war, ist endgültig kaum zu entscheiden. In seinem Neujahrsartikel der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung 1870 schrieb er: »Soll die evangelische Kirche, was wir als das dringendste Erfordernis der gegenwärtigen Lage ansehen, zu voller Selbständigkeit in den äußeren und inneren Angelegenheiten geführt werden, so begreifen wir absolut nicht, wie dies in anderer Weise geschehen könne als durch eine Verfassung, welche die Synoden zu einer wahren Repräsentation des evangelischen Volkes macht«. Die Führung der Kirche müsse allerdings in der Hand des Bischofs liegen, da die bisherige Kirchenleitung dazu unfähig sei<sup>26</sup>.

Fabri war einer der geistvollsten kirchlichen Publizisten des 19. Jahrhunderts, durchaus mit Stoecker vergleichbar. Er erfaßte die anfallenden Probleme ungewöhnlich schnell, bildete sich gleich ein Urteil, das er in scharfer Profilierung herausstellte, und brachte es in geradezu überzeugendem Redefluß zur Darstellung. Seinen Schriften ist der bedeutende Redner anzumerken. Wäre Fabri in Wuppertal als Abgeordneter in den Reichstag gewählt worden – was er in diesem Wahlkreis bei der Lage der Dinge nicht erreichen konnte – so hätte er dort eine stärkere Rolle spielen können als Stoecker, zumal er keine im politischen Kampf strapazierte Person war. Fabri war das Gegenteil eines genauen, etwas pedantischen Beamten. Er strebte ins Große und projizierte seine Gedanken von einem kleinen Teilgebiet aus sogleich aufs Ganze.

Durch seine Arbeit in der Rheinischen Mission ist Fabri nicht bekannt geworden. Die Missionsgesellschaft mußte er mehr zusammenhalten als leiten. Er führte sie durch eine schwere Zeit hindurch, überwand Gefahren, an denen andere scheiterten, tat seine Arbeit im einzelnen schlecht und recht, aber anscheinend ohne sein Herz an sie zu verlieren. Mit den Unternehmungen, die von ihm ausgingen, hatte er auch nicht viel Glück. Bekannt geworden ist Fabri durch die Arbeit, die er neben seinem Amte tat. Seinen organisatorischen Gaben verdankten die Barmer kirchliche Festwoche und

<sup>26</sup> Detlev v. Walter, Die freie Volkskirche als Ziel Adolf Stoeckers, Theol. Diss. Rostock (1937) S. 19–23.

die Barmer Predigerkonferenz ihren Auftrieb. Seine Publizistik machte ihn zu einem zeitweise allgemein bekannten kirchlichen Schriftsteller, so daß es geradezu selbstverständlich war, daß er berufenes Mitglied der außerordentlichen und der 1. ordentlichen altpreußischen Generalsynode wurde. Hatte er fünf Jahre lang sich mit dem kirchlichen Verfassungsproblem beschäftigt, so meinte er schließlich, der Kampf um die Neugestaltung des Verhältnisses von Staat und Kirche werde die grundsätzliche Frage von selbst klären lassen und entsprechend auf die Praxis einwirken. Als er sah, daß bei Bismarcks Widerstand gegen den kirchlichen Zentralismus die notwendige Entwicklung auf diesem Gebiet nicht eintreten werde, trat er auf diesem Felde nicht mehr auf.

Man wird Fabri nicht sprunghaft nennen können, wenn man feststellt, daß er nach jahrelangen Bemühungen das Thema der Kirchenverfassung und kirchlichen Neuordnung in seiner publizistischen Arbeit nicht mehr anklingen ließ und sich anderen Fragen zuwandte. Zunächst waren es die Fragen der Diakonie. Wir müssen es als möglich bezeichnen, daß die Beziehungen zu Bodelschwingh ihn in diesen Jahren dazu brachten, sich mit dem brennendsten Problem der damaligen deutschen Wirklichkeit zu befassen. Als Inspektor der Rheinischen Mission hatte er keine Veranlassung dazu, sich der Inneren Mission zuzuwenden. Wie die Väter der Erweckungsbewegung sah auch er die Innere und Äußere Mission in einer derartigen Verzahnung, daß es für ihn nichts Merkwürdiges oder Besonderliches war, seine Gedanken nunmehr der sozialen Frage, insbesondere der gerade von Bodelschwingh aufgegriffenen Wohnungsnot der Arbeiter zuzuwenden. In Rundschreiben der Rheinischen Mission übermittelte Fabri den Missionsfreunden nicht nur Hausmitteilungen, sondern schrieb für sie zugleich »zeitgeschichtliche Betrachtungen«. Dabei mußten die sozialen Probleme in erster Linie zur Sprache kommen (Arbeiterbewegung, Theorien des Sozialismus, Bevölkerungsprobleme usw.).

Von jetzt an verschrieb sich der Publizist Fabri dem Problem der sozialen Not, die bereits seit Jahrzehnten die deutsche Bevölkerung zur Auswanderung zwang. Dieses war sein nächstes Aufgabenfeld. Diese Frage, abgesehen von der Mission im engeren Sinne, veranlaßte ihn auch, sich mehr und mehr und zuletzt ganz ausschließlich der Kolonialpolitik zuzuwenden. Die innere Motivierung liegt hier vor. Fabri war nicht der Mann, der die Kolonialfrage nur aus nationalen Gründen aufnahm, volkswirtschaftliche Überlegungen konnten bei ihm nicht an erster Stelle stehen.

Es läßt sich bei Fabri ein Zusammenhang sehen zwischen seinen Veröffentlichungen der 50er und 60er Jahre und dem Fragenkomplex, dem er sich in seinem letzten Lebensjahrzehnt widmete. Fabri war kein Publizist, der Probleme nur aus dem Grunde angriff, weil sie ihm neu und brisant erschienen. Die innere Nötigung, über Kolonialfragen zu schreiben, empfand er, wie wir gesehen haben, von seiner vorher verfolgten Problematik her.

Andererseits wird man bei ihm doch vermuten können, daß ihm der kirchliche Rahmen allein zu eng war.

Fabri hatte schon in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit in Barmen eine Broschüre herausgegeben »Die Stellung des Christen in der Politik« (1863). Die dort angegebene Linie behielt er bei. Wie so vielen seiner Zeitgenossen war es auch ihm wichtig, daß Religion nicht mit Politik vermischt wurde. Andererseits vertraten sie aus ihrer kirchlichen Überlieferung heraus den Standpunkt, daß es durchaus notwendig sei, von ihrer religiösen Überzeugung her politische Tagesfragen anzugehen. Fabri konnte von seiner christlich-konservativen Grundauffassung nicht absehen, auch wenn die Fragen, denen er sich zuwandte, ganz neuartig waren.

Eigentümlich für diese Generation kirchlicher Denker ist die Tatsache, daß sie sich nicht zurückhielt, sich auch zu Fragen der Volkswirtschaft zu äußern, obwohl ihr das Fachwissen auf diesem Gebiet abging. Weder Bodelschwingh noch Fabri haben die auf diesem Gebiet vorhandene Literatur verfolgt und sich hinsichtlich der Fragestellung und der Argumentation auf dem Laufenden gehalten. Wohl haben sie einige bekannte Werke gelesen und manche Probleme der Sozial- und Wirtschaftspolitik durchdacht, dennoch haftete ihren grundsätzlichen Betrachtungen, etwa über Theorien des Sozialismus und akute praktische Fragen, immer etwas Laienhaftes an. Eigene Beobachtungsgabe und eigene praktische Erfahrungen mußten das Fachwissen ersetzen, was doch immer nur zu einem gewissen Grade möglich war.

Während Fabri kirchengeschichtlich und kirchenrechtlich beschlagen genug war, um über die Problematik der Kirchenverfassung zu handeln, waren seine nationalökonomischen Kenntnisse keineswegs so ausgebreitet. Fabri betonte zwar immer, daß er keine Bücher, sondern Flugschriften und Broschüren schreibe, mit denen er nur Anregungen weitergeben wollte, sich mit akuten Fragen der nationalen wie der Weltpolitik zu beschäftigen, aber es war ihm auch klar, daß er nicht imstande und nicht dazu berufen war, grundlegende Werke über die Kolonialpolitik oder andere politische Fragen zu verfassen. Dennoch sind Fabris Traktate nicht um ihres informatorischen Charakters, wohl aber um seiner grundsätzlichen Gedanken willen so bedeutsam geworden.

Fabris Fehler bestand darin, daß er es versäumte, um seiner aus dem Rahmen der Arbeit der Rheinischen Mission herausfallenden Tätigkeit willen tiefer in sein eigentliches Arbeitsgebiet einzudringen und sich durch Visitationsreisen Kenntnisse zu erwerben, die es ihm ermöglichten, eine grundlegende Missionskunde zu schreiben. Ein Warneck war er nicht und wollte er anscheinend auch nicht werden.

Dagegen brachten seine Flugschriften weite Kreise in Bewegung. Es ist müßig zu fragen, was Fabri geleistet hätte, wenn er auf dem Missionsgebiet geblieben wäre. Er besaß genug Einsicht, um zu ermessen, daß die Kolonialpolitik, der er sich in immer stärkerem Maße zuwandte, der Mission nicht

immer Vorteil, oft sogar schweren Schaden eintrug<sup>27</sup>. Fabri war auch umsichtig und energisch genug, um einen bestimmten Weg einzuschlagen, aber doch wieder nicht so eindeutig, daß er sich einem Arbeitsgebiet allein hätte verschreiben können.

Da sich Bismarck den Gedanken der Auswanderung und Auswandererfürsorge, erst recht aber der Kolonialpolitik als solcher verschloß<sup>28</sup> und sich für diese Probleme unzugänglich zeigte, wußte sich Fabri Zugang zum alten Kaiser zu verschaffen, um die Organisation der Auswanderung zu betreiben und in festen Siedlungen, in denen Ackerbau und zugleich Handel getrieben wurde, Stützpunkte zu gewinnen<sup>29</sup>. Fabri selbst scheint anfangs auch nicht übersehen zu haben, wohin ihn die Behandlung der Kolonialfragen führen würde. Die politische Entwicklung in Deutschland nach 1871 nötigte ihn weiterzugehen, als er zunächst gedacht hatte, und seine Entwürfe und Pläne weiter auszubauen. Diese Zusammenhänge untersuchte Klaus Bade, nachdem die Wirtschafts- und Sozialhistoriker in der DDR das Missionsproblem der Bismarck-Ära aufgegriffen und in ihren polemischen Darstellungen die Rheinische Mission stark tangiert hatten. Wir haben auf diese gründliche Arbeit bereits eingangs hingewiesen. Der Verf. bemühte sich, das verstreute Material überall ausfindig zu machen. Danach skizzierte er Fabris Frühentwicklung, um sich dann ausschließlich dem Kolonialthema zuzuwenden. Wir haben den Finger darauf gelegt, daß ihm manche Quellen unbekannt geblieben sind. Die innere Entwicklung dieses Mannes, so will es uns scheinen, ist anders verlaufen. Seine Freundschaft mit Bodelschwingh wirft auf ihn ein Licht, das nicht hätte übergangen werden dürfen. Sie blieb durch sein ganzes Leben bestehen. In dieser Hinsicht ist sie eine Parallele zu der Freundschaft Bodelschwinghs mit Stoecker. Auch da sind Abweichungen und Unterschiede – und doch hielt die Gemeinsamkeit stand<sup>30</sup>.

Wäre Fabri der ehrgeizige, eingebildete Mann gewesen, der nach Bade vom Sendungsbewußtsein erfüllt gewesen wäre, als einziger die rechte Kolonialpolitik im deutschen Volk zu vertreten<sup>31</sup>, dann wäre es schwer denkbar, wie Bodelschwingh mit solch einem egozentrischen Menschen Freundschaft halten konnte. Noch weniger zugänglich erscheint es uns, ihn als Agitator zu bezeichnen. Solche Verzeichnungen stellen sich aber ein, wenn seine Tätigkeit bis in seine besten Jahre hinein ignoriert wird. Bade steht der Gedankenwelt der Inneren Mission, in der die genannten Vertreter der evangelischen Kirche lebten, fern; er macht keinen Hehl daraus, daß sie ihm unsympathisch ist. In geradezu suffisanter Weise wird Bodelschwinghs Gründung Wilhelmsdorf als »eine Art freiwilliger Zwanganstalt zur Resoziali-

<sup>27</sup> *Bade* a. a. O. S. 225.

<sup>28</sup> *Ebd.* S. 184.

<sup>29</sup> *Ebd.* S. 65.

<sup>30</sup> R. *Stupperich*, Bodelschwingh und Stoecker. Gleiche Ausrichtung – verschiedene Wege, in: *Jb. f. westfäl. Kirchengeschichte* 67 (1974) S. 89–112.

<sup>31</sup> *Bade* a. a. O. S. 78.

sierung arbeitswilliger Bettler« bezeichnet<sup>32</sup>. Auch bei Fabri vermutet er überall egoistische Ziele und behauptet, ohne einen Beweis dafür zu bringen, dieser sei nach Straßburg 1871 gegangen, um dort einen hohen Posten zu erreichen.

Bade widmet fast die Hälfte seines Buches (S. 221–368) Fabris letzten fünf Lebensjahren, in denen er zwar als Honorarprofessor in der Evangelisch-theologischen Fakultät in Bonn wirken wollte, tatsächlich aber fast die ganze Zeit über sich kolonialpolitischer Betätigung hingab. In dieser Zeit brauchte Bismarck eine Aufwertung seiner Politik und entschloß sich, entgegen seinen früheren Gedanken seine Regierung durch den Kolonialgedanken populär zu machen<sup>33</sup>. Obwohl Fabri ihn in seiner kirchenpolitischen Periode kritisiert hatte, entschloß sich Bismarck jetzt, ihn als Agenten zu verwenden und bedachte ihn mit Aufträgen. Wird hier auch eine zu deutliche Sprache gesprochen, so macht die Darstellung doch Bismarcks Charakter und Handlungsweise deutlich. Fabri aber hatte sich offensichtlich nicht zu der Stellung Bodelschwings Bismarck gegenüber durchdringen können. Er sah Bismarcks Grenzen nicht und verfiel schließlich wie die meisten Zeitgenossen seinem Mythos.

Fabris Traktate und Gutachten sind, obwohl sie so stark auf die Öffentlichkeit und Politik gewirkt haben, niemals gesammelt herausgegeben worden. In der Gegenwart sind sie schon schwer zugänglich, in einzelnen Fällen auch nicht mehr erreichbar. Es käme nicht darauf an, eine oder die andere Flugschrift nachzudrucken, sondern alles vor Augen zu haben, was aus seiner Feder geflossen ist, selbst die kleinen anonymen Artikel in Zeitungen und Zeitschriften. Und dieses nicht nur um der gewählten Thematik willen, sondern auch um der ausgeführten Gedanken willen, die selbst nach 100 Jahren noch beachtenswert sind.

<sup>32</sup> *Bade* a. a. O. S. 163. Bade hat es übersehen, daß Fabri zwischen der Inneren Mission und dem Kolonisationswerk in den Schutzgebieten eine Verbindung herzustellen gedachte, von der ihn Bodelschwing allerdings abzubringen suchte. Fabri hatte daran gedacht, Männer aus Bodelschwings Arbeiterkolonien für die kolonialen Besitzungen anzuwerben. Zu diesem Zweck wollte er selbst kommen und in Vorträgen für den Einsatz in den Kolonien werben. In seinem Antwortschreiben wies ihn Bodelschwing einmal darauf hin, daß die Arbeitersiedlungen die Überfahrt nicht bezahlen könnten, zum anderen aber, daß diese Männer einige Jahre in den Arbeitskolonien bleiben müßten, wo sie vom Branntwein entwöhnt und zu ordentlichen Leuten gemacht würden. Die Erfahrung lehrte, daß die Brüder von der Landstraße, die von wohlmeinenden Verwandten nach Amerika geschickt wurden, binnen Jahresfrist wieder da waren. Diese Frage sollte jedoch in kleinem Kreise erörtert werden. Am 1. Februar 1889 schreibt Bodelschwing, der Fabrikant v. Möller in Brackwede auf dem Kupferhammer denke daran, eine Konferenz darüber in Berlin zustande zu bringen. Der westdeutsche Kolonialverein, dessen Vorsitzender Präsident C. Bertelsmann in Bielefeld war, sollte dabei mitwirken, daß diese Frage im Gespräch bliebe (Hauptarchiv Bethel. Übertragung von Bodelschwings Diktat-Stenogrammen Heft 2 S. 43).

<sup>33</sup> *Bade* a. a. O. S. 235.

Wir haben gesehen, daß Fabri ohne jede Vorbereitung die Leitung der Rheinischen Mission übernahm. Wir haben auch gesehen, welche Arbeit er neben seiner amtlichen Tätigkeit geleistet hat. Wir müssen daher abschließend fragen: Wie konnte Fabri über die verschiedenen Gebiete, ob Kirchenverfassung, ob Kolonialpolitik so schreiben, daß seine Schriften von hoch und niedrig gelesen und bedacht wurden? Zweifellos gehörte er zu den »Gebildeten« seiner Zeit, die, schon vom Elternhaus geistig interessiert und angeleitet, eine vortreffliche, breit angelegte Ausbildung erfahren hatten. Wesentlich war auch seine natürliche Begabung und Fähigkeit, sich in seinen Gegenstand so zu vertiefen, daß er auch ohne spezielle Kenntnisse und eigene Anschauung zu weithin richtiger und zutreffender Kennzeichnung der Lage und der erforderlichen Maßnahmen gelangte. Somit konnte er trotz fehlender spezieller Beschäftigung mit weltpolitischen Fragen Aufgaben übernehmen, die auch sachkundige Politiker befriedigten. Zum mindesten veranlaßten seine Gedanken die beteiligten interessierten Kreise, mit ihm ins Gespräch und in die Auseinandersetzung einzutreten. Dabei hat ihn niemand als Dilettanten empfunden.

Wie ist unsere Frage letztlich zu beantworten? Genügt der Hinweis auf hohe, bisweilen ans Geniale grenzende Begabung? Mit dem Geltungsstreben kann unsere Frage nicht beantwortet werden. Es ist nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß Fabri von seinen philosophischen Studien her bei Schelling und Franz von Baader die Fähigkeit entwickelt hatte: die Dinge als Ganzes anzusehen und zu bestimmen, die andere nur auf dem Wege mühsamer praktischer Arbeit und Forschung erreichen. Bismarck hat ihn offensichtlich für einen solchen gehalten, dem er vertrauen konnte, der keine eigenen Ziele verfolgte und der ihn in entscheidenden Fragen wesentlich beraten konnte. Fabri richtete Zeichen auf; seine Pläne blieben »Träume«.

### Anlagen

1. Emil Herrmann<sup>35</sup> an Hermann Meßner<sup>36</sup>

Göttingen, 26. April 1867.

*Lieber Herr College!*

*Sie wünschten in Ihrem letzten Briefe, daß ich mich anlässlich der im hiesigen Ruprechtschen Verlage erschienenen Gegenschrift<sup>37</sup> gegen Fabri über die Fragen aussprechen möge, welche jetzt wegen der Kirchenorganisation*

<sup>34</sup> *Bade a. a. O. S. 314.*

<sup>35</sup> Vgl. O. v. *Kirchenheim*, Emil Herrmann und die preußische Kirchenverfassung nach Briefen und anderen meist ungedruckten Quellen, Berlin (1912).

<sup>36</sup> Vgl. Artikel Johannes Meßner, in: RE<sup>3</sup> 24, 1913, 93–97.

<sup>37</sup> Auf die Gegenschrift »Die zukünftige Gesamtverfassung der evangelischen Kirche Preußens. Eine kritische Beleuchtung darauf gerichteter Vorschläge mit besonderer Beziehung auf die Schrift eines ›deutschen Theologen‹ über die politische Lage und die Zukunft der evangelischen Kirche in Deutschland von einem ev.-lutherischen Theologen der Provinz Hannover, Göttingen 1867« antwortete Fabri im Nachwort zu »Die Unions- und Verfassungsfrage« S. 75–79.

der neuen Gebiete ventiliert werden. Mein Stillschweigen wollen Sie als Beweis anslegen, daß ich dazu willens sei. Bei näherem Überlegen fand ich, daß es zwar untunlich sein werde, über die obige verdienstliche Kritik der Fabriscen Träume wieder eine Kritik zu schreiben, daß aber ein in der nächsten Zeit zu erwartender neuer Stoff – eine zweite Fabrische Schrift<sup>38</sup> – wohl Gelegenheit bieten werde, über jene Fragen etwas in Ihre Kirchenzeitung zu schreiben. Deshalb unterließ ich es, auf Ihren Brief eine Antwort zu geben, die Sie ja nur im Falle einer bestimmten Ablehnung begehrten.

Auf Ihre gestrigen Zeilen vermag ich nur zu erwidern, daß ich mich zu der jetzt gewünschten Anzeige der Schrift des Hannoverschen Theologen nicht entschließen kann. Sie würde wesentlich in Auszügen zu bestehen haben, bei denen hier und da eine kleinere oder größere Ausstellung gemacht werden könnte, ohne daß die Sache erheblich damit gefördert würde. Ist dagegen die neue Fabrische oder eine sonstige nicht bloß kritische Schrift, die das Thema des Tages behandelt, ans Licht getreten, so will ich den Stoff, den sie mir für eine neue Äußerung in der Tagesfrage etwa bietet, nicht unbenutzt lassen. Im Ganzen glaube ich, daß die Fabriscen Ideen nur soweit, als sie mit den Friedbergschen<sup>39</sup> zusammentreffen, also nicht in ihrer klerokratischen Richtung, von Gewicht für die nächste Gestaltung der Dinge sein können. Ich bin deshalb am meisten auf die weitere Verfolgung der Friedbergschen Thesen gespannt, an der es doch wohl nicht fehlen wird. Einer Gegenschrift von Hinschius<sup>40</sup> gegen Friedberg, welche vor längeren Wochen schon in Aussicht gestellt wurde, sehe ich verlangend entgegen.

Mit freundschaftlicher Hochachtung  
Ihr ergebenster  
Herrmann

## 2. Willibald Beyschlag<sup>41</sup> an Hermann Meßner

Verehrtester Herr College!

Anbei die gewünschte Besprechung der Fabriscen Schrift<sup>42</sup>. Da mir Perthes bereits vor Ihnen ein Exemplar geschickt hatte, so war ich beinahe fertig, als Ihr Exemplar kam. Ich sende Ihnen dasselbe anliegend wieder, weil Sie es doch wohl noch brauchen können. Bei meinem persönlichen Verhältnis zu der Fabriscen Schrift ist nun eine Erörterung derselben etwas subjektiv geraten. Auch habe ich das lieber offen und formell hervortreten lassen wollen

<sup>38</sup> Mit der zweiten Fabriscen Schrift ist »Die Unions- und Verfassungsfrage« gemeint.

<sup>39</sup> Über E. Friedberg vgl. RE<sup>3</sup> 23, 1913, 489 ff.

<sup>40</sup> Paul Hinschius (über ihn vgl. RE<sup>3</sup> 8, 1900, 90–97) schrieb »Die evangelische Landeskirche in Preußen und die Einverleibung der neuen Provinzen«, Berlin (1867). Anonym äußerte er sich auch in der NEKZ 1867, Sp. 37–40 und 55–59: »Der Einfluß der neuen Gebietserwerbungen Preußens auf die Union und die lutherische Kirche. Von einem Juristen«.

<sup>41</sup> Über Willibald Beyschlag vgl. RE<sup>3</sup>, 1913, 23, 192–203 bes. 199.

<sup>42</sup> Beyschlags Besprechung in NEKZ 1867, Sp. 323 f.

*als verhehlen. Diese subjektive Haltung soll auch den Vorteil gewähren, daß Sie nicht alle meine Behauptungen zu vertreten brauchen, was Sie schwerlich auch möchten. Doch hoffe ich, daß die allgemeine Richtung meines Aufsatzes der Stellung der N. Ev. Kirchenzeitung vollständig gemäß ist, die ja in dieser Sache der freien mehrseitigen Erörterung vom Prinzip der Erhaltung der Union, Landeskirche und Rechtsgrundlage derselben überhaupt dienen will.*

Halle, den 8. Mai 67.

Mit herzlichem Gruß  
Ihr  
W. Beyschlag

3. Friedrich Fabri an Julius Rathgeber<sup>43</sup>

(Stadt- und Landesbibliothek Dortmund)

Missionshaus zu Barmen

den 27. 1. 1872

*Werther Herr Bruder!*

*Zunächst meinen herzlichen Dank für die gütige Übersendung Ihrer Reformations-Geschichte der Stadt Straßburg<sup>44</sup>. Hat sie in der Heimath um weniger Worte willen Ihnen viel Unangenehmes gebracht, so hoffe ich, Sie werden durch den Dank vieler Leser in Deutschland entschädigt werden. Pastor Krafft hat sie in der Elberfelder Zeitung angezeigt, auch im Barmer Anzeiger stund, soviel ich weiß, eine Anzeige, doch nicht aus meiner Feder. – Wiederholt sprechen Sie Ihre tiefe Betrübniß über die kirchliche und politische Lage im Elsaß aus, ja, daß Sie sich eigentlich aus der Heimath wegsehnten. Die Wiederholung Ihrer Klage veranlaßt mich zu einer Mitteilung. Vor mehreren Wochen empfang ich eine Anfrage wegen Besetzung einer Pfarrstelle in Oberösterreich bei Linz. Die Gemeinde ist sehr kirchlich und enthält viele viele Gläubige; Einkommen etwa 1400 Gulden; die Gegend prächtig. Ich dachte sogleich damals an Sie, hatte aber keine Freudigkeit, Ihnen Mitteilungen zu machen, da das Elsaß seine Leute, namentlich in Erfahrung der evangelischen Heilswahrheit stehende Geistliche selber gebraucht. Nun Sie wiederholt in jener Richtung schreiben, wollte ich Ihnen die Sache wenigstens mittheilen. – Wollten Sie dieselbe näher prüfen, so schreiben Sie an Herrn Dekan Lynker in Speyer, er möge Ihnen den betr. Brief der Frau Pfarrer Unold zusenden. Diese gegenwärtig hier im Missionshause, Schwägerin des bisherigen Pfarrers auf der betr. Stelle, hat nämlich die näheren Verhältnisse beschrieben, welchen Brief gegenwärtig Dekan Lynker in Händen hat. Würden Sie gehen, würde es mich freuen, würden*

<sup>43</sup> Julius Rathgeber war Pfarrer in Sulzen im Münstertal. Vgl. H. Ehrismann, Lebensbild eines evangelischen Geistlichen und Gelehrten, in: Jahrbücher für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens (1894) S. 110–164.

<sup>44</sup> Sein Buch »Straßburg im 16. Jahrhundert (1500–1598). Reformationsgeschichte der Stadt Straßburg dem evangelischen Volk erzählt« erschien in Stuttgart 1871, 409 S.

*Sie bleiben, noch mehr. – Nächstens wird von mir eine Schrift erscheinen, welche in und ausser Elsaß wohl einigen Rumor machen wird. Mit ihr habe ich die Episode des Jahres 1871 abgeschüttelt.*

*In herzlicher Begrüßung  
Ihr im Herrn verbundener  
Fabri*

4. Friedrich Fabri an Hermann Meßner  
*Missionshaus zu Barmen*

28. Mai 1875.

*Verehrtester Herr Professor!*

*Darf ich freundlich bitten, Beifolgendes in die nächste Nummer der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung aufnehmen zu wollen<sup>45</sup>. Auch von vielen anderen Orten höre ich, daß man erzählt, ich sei ein mehr oder weniger unbedingter Anhänger Pearsall Smiths<sup>46</sup> geworden, ein Urteil, das ich durchaus rektifizieren muß. Die ganze Bewegung wird uns noch viel zu schaffen machen. Gott gebe, daß doch mehr Segen als Nachteil aus ihr erwachse. Möge auch beifolgender kleiner Beitrag dazu dienlich sein! Aufschrift bitte ich beliebig zu machen.*

*In brüderlicher Hochachtung  
Ihr ergebener  
Fabri*

<sup>45</sup> NEKZ vom 5. 6. 1875, Sp. 356 ff.

<sup>46</sup> Über Pearsall Smith vgl. Religion in Geschichte und Gegenwart 6, <sup>3</sup>1962, Sp. 112.